

# Hören und Entscheiden in geistlicher Gemeinschaft

Bernd Franke SJ, Mannheim

Wenn mir für Ihre Jahrestagung\* dieses Thema gestellt wurde, so war von vornherein klar, daß eine Eingrenzung nötig sein würde. Die Möglichkeit dazu ergibt sich schon daraus, daß Sie alle als Oberinnen ein Amt auszuüben haben, bei dem die Frage der Autorität zentral ist und jene des Ordensgehorsams sich immer neu thematisiert. Bei allem Bemühen, „Hören“ und „Entscheiden“ als gemeinschaftliches Tun zu verstehen, wird das innere Verhältnis der einzelnen Ordensfrau zur Frage von Autorität und Gehorsam das Geschehen mitbestimmen. Diesen Zusammenhang möchten die folgenden Überlegungen u. a. ein wenig beleuchten.

Dabei soll deutlich werden, daß „Hören“ und „Entscheiden“ ein Geschehen meinen, einen Prozeß zwischen Personen – und daß dabei, wie überall, wo es um konkrete Menschen geht, innere Freiheiten und Unfreiheiten eine wichtige Rolle spielen. Menschliche Voraussetzungen bestimmen mit, ob und wie es gelingt, Ideale geistlicher Gemeinschaft zu leben – und solches Gelingen ist nicht einfach schon durch den guten Willen dazu gewährleistet.

Ich gehe davon aus, daß diese Tagung Ihnen hier die Gelegenheit geben will zu reflektieren, was sie in Ihrem Amt beschäftigt und bewegt. Ich möchte Sie deshalb ermuntern, tatsächlich auch zunächst auf das zu hören, was Sie selbst bewegt – und nicht zu schnell Lösungen „für andere“ und Anwendungsmöglichkeiten zu überlegen. Vielleicht wird es dann im Gespräch und Austausch besser möglich, zu verstehen, „was geschieht“, wenn wir einander zuhören und wenn Entscheidungen anstehen. Verstehen bzw. „Verständnis“ seiner selbst war schon immer eine gute Voraussetzung, auch mit anderen angemessener umzugehen. Ich hoffe, die Überlegungen können dazu Hilfe sein, wenn wir den Blick zunächst auf mehr oder weniger versteckte Beeinflussungen in unserer Kommunikation lenken, wenn wir dann auf den Zusammenhang von menschlicher Reife und Autorität schauen und schließlich versuchen, mögliche Schritte zu formulieren, die Spannung von Hören und Entscheiden fruchtbar zu machen.

## 1 Hören und Entscheiden als „Kommunikationsprozeß“

Es scheint eine simple Tatsache, daß Hören und Entscheiden nie eine einseitige Sache sein können, sondern immer mehrere Personen beteiligt sind. Es ist schon schwieriger – und vor allem ungewohnter, genauer hinzusehen, wie und wie vielfältig die gegenseitigen Einflüsse dabei sind. Es ist spannend, zu entdecken, in welchem Ausmaß alle Beteiligten das Geschehen mitbestimmen.

---

\* Vortrag auf der Jahrestagung der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) in Vierzehnheiligen am 22. Mai 1986.

## 1.1 Von der gegenseitigen „Beeinflussung“

Schon der Blick auf das, was zwischen zwei Personen abläuft, läßt einen komplexen Zusammenhang entdecken – wieviel mehr noch dort, wo es um Entscheidungsprozesse in Gruppen geht.

Schon bei einfachstem Gedankenaustausch wäre beim Stichwort „Hören“ zu unterscheiden: Was wird gesagt – und was davon wird gehört? Wie wird es gesagt (und bei welcher Gelegenheit) – und wie kommt das Gesagte an? Welche Reaktionen löst aus, was gesagt wird – und wie können die Reaktionen selbst nochmal aufgenommen werden? Vereinfacht gesagt und angewandt auf das Gespräch einer Oberin mit ihrer Mitschwester: Die Oberin hört zu (was ihr je nach Person schwerer oder leichter fallen wird; wo es einen Unterschied machen wird, ob das Gespräch schon lange aussteht, um was es dabei geht, in welchem Ton es geführt wird und dgl. mehr) – sie wird reagieren (im Bemühen um die Sache, aber auch beeinflusst von ihrer eigenen Verfassung und von dem, was sie selbst gehört und verstanden hat) – sie wird nochmal mit der Reaktion darauf umgehen müssen (und diese muß nicht notwendigerweise „objektiv“ ausfallen, sondern kann mehr oder weniger mitbestimmt sein von nicht ausgesprochenen bzw. nicht reflektierten Erwartungen, Hoffnungen, Widerständen, Wünschen oder Ängsten).

Es braucht nicht viel Fantasie, sich auszumalen, wie auf solchem Wege anstehende Entscheidungen mitbestimmt werden können. Sie werden sich in Form oder Inhalt wohl verändern, je nachdem, was an gegenseitigen versteckten Mitteilungen verstanden – oder nicht verstanden wurde, je nachdem, wie stark Ärger, Enttäuschungen oder Wohlwollen sich auswirken. Dies alles ist ganz normal. Schwierig wird es, wenn mit derartigen versteckten Mitteilungen nicht gerechnet wird, wenn sie dann um so leichter unerkannt bleiben oder mißdeutet werden. So mag eine Schwester mit präzise formulierten sachlichen Gründen um ihre Versetzung bitten – in Wirklichkeit sucht sie Halt in ihren persönlichen Schwierigkeiten mit dem Beruf.

Im übrigen wird eine ausgesprochene Entscheidung wiederum eine „Mitteilung“ enthalten. Sie geht oft über die verbalisierten Worte hinaus und deckt sich nicht unbedingt mit dem Gesagten: So wird z. B. eine Versetzung ausgesprochen, weil man der Mitschwester zutraut, die vorgesehene Aufgabe gut zu erfüllen – bei der Schwester kommt an, aus welchen Gründen immer, sie habe ihre bisherige Arbeit wohl doch nicht gut getan.

## 1.2 Von der emotionalen Ebene der Kommunikation

Es dürfte sich lohnen, Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln, auf wie verschiedenen Ebenen wir kommunizieren: Sicher einmal auf einer Sachebene, wo es um formulierte Inhalte, um das Abwägen von Fakten und Argumenten geht; sicher aber auch auf einer emotionalen oder Gefühlsebene, die nicht so einfach benennbar ist und die sich auswirkt, ohne notwendigerweise bewußt zu sein. Wir kennen dies, wenn wir uns etwa plötzlich gezwungen füh-

len „zwischen den Zeilen“ zu lesen. Wir spüren dann, daß nicht alles von dem gesagt ist „was in der Luft liegt“. Oder es macht sich Skepsis breit, obwohl das Gespräch so gut lief – vielleicht eben zu gut. Oder wir entdecken, daß unser Widerstand in keinem erklärbaren Verhältnis zur besprochenen Sache steht.

Was steht hinter solchen Beispielen, wie kann so etwas sein? Es kann zu tun haben mit Vorerfahrungen auf beiden Seiten, mit Ängsten, Zweifeln oder mit Mißtrauen, was sich irgendwie und irgendwann festgesetzt hat – und was in dieser Situation mobilisiert wird, obwohl es eigentlich gar nichts damit zu tun hat. Es mögen da „Vor-Urteile“ durchbrechen, die nicht bewußt erkannt oder reflektiv eingeholt worden sind. Dabei ist zunächst gar nicht negativ gemeint, was wir „Vor-Urteil“ nennen. Jeder Mensch reagiert auf äußere Reize zunächst mit einem emotionalen Vorurteil: mit Sympathie oder Antipathie; mit Angst oder Freude; mit dem Gefühl des Hingezogeneins oder Abgeschrecktseins. All das muß „geprüft“ werden, es muß mit anderen Erfahrungen und persönlichen Idealen konfrontiert sein, bevor es als persönliches „Urteil“ Grundlage einer bewußten Entscheidung sein kann.

In der Entwicklung zur erwachsenen Persönlichkeit gibt es aber nun Phasen, in der die geistige Fähigkeit des Menschen zu solcher Prüfung der emotionalen Eindrücke der gefühlsmäßigen Aufnahmefähigkeit hinterherhinkt. Schon lange bevor die Fähigkeit zur Reflektion entwickelt ist, werden bereits emotionale Eindrücke aufgenommen. Der englische Ausdruck „affective memory“ – Gefühlsgedächtnis also – trägt dem Rechnung. Es speichert emotionales Erleben und folgt nicht einfach der Logik des Verstandes. Infolge möglicher Verschiebungen zwischen Denken und Fühlen kann es „Reste“ innerer Konflikte geben, unreflektierte und unbewältigte Erlebnisse, die in der bewußten Auseinandersetzung nicht auftauchen, sich aber sehr wohl emotional auswirken. So mag die übersteigerte Angst vor Gewitter das Gefühl einer durchlebten Bombennacht widerspiegeln, an die keine bewußte Erinnerung mehr da ist. – Natürlich gibt es auch positive „Reste“, die wesentliche Bausteine eines tragenden Grundvertrauens ausmachen.

Dieses ganz natürliche menschliche Geschehen läßt vermuten, daß auch jemand, der sich den Idealen des Evangeliums und eines Ordens verschrieben hat, der damit auch den Gehorsam gewählt hat, nicht automatisch frei ist von inneren Einflüssen, die auch im Widerspruch zu diesen Idealen stehen können bzw. ihnen eine unangemessene Deutung geben: Jemand wählt die Demut des Ordensgehorsams, weil er dem armen Jesus nachfolgen will – unerkannt bestimmt ihn aber wesentlich ein mangelndes Selbstwertgefühl mit, in dem er sich ständig klein macht, kleiner als er ist.

Dies stellt nicht schon die Lauterkeit des Willens in Frage – es macht die betreffende Person in diesem Punkt aber „unfrei“ und damit anfällig, wenn christliche Demut (die einen selbständigen Menschen verlangt) tatsächlich gefordert ist. Dort nämlich wird sich herausstellen, daß dieses proklamierte Ideal in Wirklichkeit nicht trägt.

## 2 Emotionale Bewertungen in der Erfahrung von Autorität

Gerade im Umfeld von Autorität stehen nicht selten die verschiedenen Ebenen unserer Kommunikation nicht im Einklang. Proklamierte und gelebte Ideale klaffen auseinander und führen zu inneren „und äußeren“ Spannungen, die für die betreffenden Personen nicht selten schwere innere Not bedeuten – und die Verantwortlichen eher ratlos machen. Das Problem besteht darin, daß Autorität eben nicht nur wissentlich (Ordensideal) und willentlich (Ordensnachfolge) angenommen wird, sondern daß sie auch emotional bewertet wird – und dies oft unbewußt. In emotionaler Bewertung kann Autorität zum „Symbol“ für ganz gegensätzliche Dinge werden – so wie Wasser zum Symbol für Gefahr oder für Getragensein werden kann.

### 2.1 Von der Schwierigkeit, Autorität anzunehmen

Auf diesem Hintergrund lassen sich manche Schwierigkeiten, Autorität anzunehmen, besser verstehen – was nicht heißt, solche Schwierigkeiten zu verharmlosen oder einfach zu entschuldigen. Sie zu bewältigen verlangt aber das Erkennen der Wurzel, um sich bewußt mit ihnen auseinandersetzen zu können. Lassen sie mich einige Beispiele solcher emotionaler Bewertungen nennen und andeuten, wie sie sich auswirken können.

#### 2.11 Autorität als Bedrohung

Da erlebt jemand Autorität (und damit jene, die sie ausüben) grundsätzlich als Bedrohung. Aus welchen Vorerfahrungen immer, werden Forderungen als persönliche Angriffe gedeutet. Die eigene Person wird als nicht akzeptiert erlebt, behandelt wie ein Kind. So jemand steht ständig unter dem Druck, sich wehren zu müssen. Die so entstehende Auflehnung kann sich dann auf vielfältige Weise ausdrücken:

Noch am leichtesten erkennbar ist der offene Widerspruch, der nie endet und deutliche Aggressionen zutage treten läßt. Es entsteht das Bild eines typischen, unzufriedenen „Streithansels“ (wie man bei Schwestern sagt, ist mir nicht so geläufig!), wo jemand den Streit geradezu sucht, auf alles mit Anklagen und Gegenangriffen reagiert und sich einfach abgelehnt fühlt. „Mich versteht doch niemand!“

Eine versteckte Form mag ihre besondere Ausprägung in einer Art „Opferrolle“ finden. Anfragen oder Anweisungen begegnet so jemand mit einem leidenden „mit mir kann man es ja machen“. Dahintersteckende Aggressionen suchen sich ihr Ventil im grundsätzlichen Kritisieren, im ständigen Lamentieren oder in fortwährenden Unterstellungen anderen gegenüber.

Eine noch subtilere Form mag man „passive Aggression“ nennen. Ohne offen ausgesprochenen oder gezeigten Widerstand tut jemand, was er / sie will – ohne Rücksicht auf Situation oder Anwesende. Da macht jemand in einem Gespräch, das ihm nicht behagt, unvermittelt auf dem Absatz kehrt und geht

(vielleicht noch mit einem lauten Knall der Tür). Da kommt jemand regelmäßig zu spät zu gemeinsamen Veranstaltungen, vergißt gewohnheitsmäßig getroffene Vereinbarungen und dergleichen mehr. Mit der versteckten, aber deutlichen Botschaft: Eure Regeln oder Wünsche sind mir egal, wehrt sich da jemand gegen von ihm empfundene Einengungen.

Solche Menschen tun sich schwer, etwas an sich heranzulassen, so sehr in endlosen Diskussionen die Einsicht in eine Autoritätsentscheidung erreicht worden zu sein scheint.

## 2.12 Autorität als Vereinnahmung

In einem anderen Fall mag die Oberin als „ständige Kontrolle“ erlebt werden, als jemand, die einen nur „vereinnahmen“ will. Die Reaktion ist der Kampf um die eigene Autonomie. Hier ist nicht die Rede von einem Ringen um Selbständigkeit – es entsteht eher der Eindruck eines übertriebenen und unflexiblen Unabhängigkeitsdranges, der jede andere Meinung (besonders die der Autorität), jede andere Bewertung als einengend empfindet. Solche Menschen tun sich schwer, anderen zuzuhören, etwas ohne Kommentar stehenzulassen, aber auch etwas von sich mitzuteilen. Sie müssen überall mitreden, ohne aber Anteil zu geben am eigenen Denken und Tun.

## 2.13 Autorität als Quelle von Zuneigung und Schutz

Manchmal schwer (oder schwerer) durchschaubar sind jene Personen, die im Grunde Zuneigung und Schutz suchen und sich dies von der Autorität erhoffen. Hinter dem Sich-Ausliefern an Gott (mit dem das begründet wird), steht dabei eine affektive Abhängigkeit, die sich in unselbständiger Weise identifiziert, um Sicherheit und Zuneigung zu erhalten. Das muß nicht immer so offensichtlich sein, daß jemand sich aufdringlich einschmeichelt. Auch wo jemand allzusehr allem zustimmt, nie einen Einwand bringt oder sich in unterschiedlicher Meinung äußert, wäre schon mal nachzufragen, was dies bedeutet. „Alarmzeichen“ könnten sein, wo zwar häufig das vertrauliche Gespräch über andere gesucht wird, dies aber nie in der Gruppe oder Kommunität oder den Betreffenden gegenüber zur Sprache kommt.

Die genannten Beispiele sind keine Anklage. Es geht zunächst um ein Verstehen von Vorgängen und Einflüssen, denen jemand unterliegen kann, ohne es selbst zu realisieren. Schwierigkeiten, ständige Reibereien und Konflikte wollen zunächst verstanden sein. Vielleicht kann jemand nicht anders reagieren, weil er mit dem Zuviel an Angst in sich nicht umgehen kann, weil er vor der Aggression in sich erschrickt und sie deshalb in Verurteilung anderer oder in Sarkasmus nach außen lenkt. Vielleicht signalisiert da jemand auch seine Not mit Erfahrungen, nie ernstgenommen gewesen zu sein – ohne wahrnehmen oder annehmen zu können, daß er jetzt jene vor den Kopf stößt, die ihn ernstzunehmen versuchen.

Das eben Gesagte wiederum ist aber auch nicht als Entschuldigung zu sehen, wohl aber als Hinweis auf die Notwendigkeit des Unterscheidens. Solches

Unterscheiden bedeutet auch eine mögliche Entlastung: Nicht jeder Angriff, nicht jede Kritik, die einen treffen, sind persönlich gemeinte Attacken. Autoritäten sind in jedem Fall auch Ventil für manche unbewältigte Spannung. Und bei denen, die so reagieren, steckt meist nicht einfach böser Wille dahinter. Es gibt jene Mischung von innerer Freiheit und Unfreiheit, aus der mancherlei Widersprüchlichkeit erwächst. Nicht selten stehen wir uns selber und anderen kräftig auf den Füßen, ohne es eigentlich zu wollen. Mit dem heiligen Paulus befinden wir uns dann offensichtlich in guter Gesellschaft: Nachzulesen in Röm 7,15.

## 2.2 Von der Entwicklung zum selbständigen Ich

Vielleicht läßt uns die Tatsache eben beschriebener möglicher Hindernisse weniger erschreckt zurück, wenn wir uns bewußt machen, wie komplex die Entwicklung zur reifen Persönlichkeit verläuft. Vieles kann „passieren“, bis jemand wirklich zu seinem Ich gefunden hat und damit fähig geworden ist zu hören, für sich Entscheidungen zu treffen und Entscheidungen anderer anzunehmen.

Die Beschreibung solcher Entwicklung ist in vielen verschiedenen Modellen versucht worden. Alle bedürfen natürlich der Ergänzung, weil ein einzelnes Modell nie alle Elemente erfassen kann. Eines dieser Modelle mag einen kurzen Eindruck geben (und nur dazu wird es genannt) über die „Stufen der Ich-Entwicklung“, entworfen von Jane Loevinger, einer namhaften amerikanischen Psychologin (*Loevinger, Jane: Ego Development*. San Francisco: Jossey Bass, 1976).

Sie beginnt ihre Beschreibung mit der „vorsozialen Stufe“, auf der das Kind in früher Kindheit jenen Prozeß beginnt, sich selbst von anderen zu unterscheiden. Es sind die Urerfahrungen, „jemand“ zu sein, unterschieden von anderen, aber noch ohne Eigenständigkeit. Die anderen werden als „nützlich“ wahrgenommen, sie werden gebraucht, damit man selbst überleben kann.

Es folgt die „impulsive Stufe“, auf der das Kind deutlicher seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse wahrzunehmen und einzufordern lernt. Es fehlt aber noch an Eigenkontrolle – sie muß in Form von „Belohnung und Strafe“ von außen kommen. Das Kind macht seine Erfahrungen im Umgang mit eigener Aggression, mit Schuldgefühlen und dem Erleben des Angenommen- oder Abgelehntseins.

Auf der Stufe des „Selbstschutzes“ werden dem Kind deutlicher die Gefahren bewußt, die von außen kommen können oder als innere Bedrohung erfahren werden. Es versucht Kontrolle zu gewinnen über Aktivitäten, die gefährlich werden können und macht die Erfahrung, nicht alles sofort haben zu können. Starke Schwankungen zwischen Unterwürfigkeit und Rebellion kennzeichnen diese Stufe.

Im Zentrum der Stufe der „Anpassung“ geschieht ein wichtiger Schritt in Richtung eigener Autonomie. Durch volle Identifikation mit der Autorität hat das Kind unbewußt Anteil an deren Souveränität. Elterliche Regeln und Standards werden um der Regel willen akzeptiert, damit die Anerkennung der Eltern nicht verlorenght. Dies ist eine kritische Phase, wo viel von den Eltern abhängt, wie jemand in Zukunft mit eigenen Grenzen und Kräften umgehen wird.

Auf der „Gewissensstufe“ beginnt der junge Mensch Regeln und Standards zu internalisieren, d. h. zu den eigenen zu machen gemäß der Werte, die er zu unterscheiden beginnt und nach denen er allmählich entscheidet. Mit wachsendem Selbstbewußtsein wendet er sich mehr und mehr, selbständiger also, den Mitmenschen zu. Seine eigene Meinung leitet zunehmend sein Handeln.

Schließlich erreicht der erwachsene, reife Mensch die Stufe „autonomer Integration“, d. h. er übernimmt Verantwortung für sich selbst. Er wird fähig, Spannungen auszuhalten und um höherer Ziele willen Verzicht zu üben. Gewachsen sind realistische Einschätzung seiner selbst und der anderen Menschen.

Natürlich zeichnen diese Stufen eine Ideallinie. Nicht alle Menschen erreichen diese Stufen gleichmäßig – und sie werden auch nicht einfach nacheinander durchlaufen. Es gibt Fixierungen und Rückschläge, unaufgearbeitete Reste, die sich auch bei Erwachsenen im Sinne innerer Konflikte auswirken können. Was Wunder, daß uns auch in unseren Gemeinschaften Mitbrüder und Mitschwester begegnen, die eher darauf aus sind (weil sie sich innerlich dazu getrieben fühlen), sich selber zu schützen und sich ängstlich anzupassen, oder die Probleme haben, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen.

## 2.3 Von der Schwierigkeit, Autorität auszuüben

Wenn wir über existierende Probleme, Autorität anzunehmen gesprochen haben, darf die „andere Seite“ nicht verschwiegen werden: Die schwierige, anspruchsvolle Aufgabe, Autorität auszuüben – auch da können Probleme liegen.

### 2.31 Eigene emotionale Bewertungen

Wenn wir daran denken, wie verschieden Autorität erlebt werden kann, dürfen wir eines nicht übersehen: So normal menschlich es ist, daß hier emotionale Komponenten mitspielen, so normal menschlich ist es auch, daß jene, die Autorität auszuüben haben, selbst emotional reagieren. Sie werden auch die ihnen Anvertrauten verschieden erleben und davon mehr oder weniger belastet sein. Die eigenen Erfahrungen mit Autoritäten werden in diesem Zusammenhang eine nicht unwichtige Rolle spielen und Einfluß haben, wie Sie sich heute als Oberin erleben.

Es ist wohl nicht leicht, an die Möglichkeit zu denken, von jemandem als Bedrohung erfahren zu werden. Dennoch, wer damit nicht rechnet, läuft Gefahr, unangemessen zu reagieren und Fehltendenzen zu verstärken. Im übrigen läßt sich die „besondere Stellung“ nicht leugnen, die für eine Oberin ja auch Verantwortung bedeutet. Sie ist diejenige, der Kompetenz zugesprochen wird. Sie steht im Zentrum von Entscheidungen, so sehr sie um Mitsprache bemüht sein mag – ob sie will oder nicht. Kein Wunder, daß dies für unsichere, sich minderwertigühlende Leute bedrohlich wirken kann – kein Wunder aber auch, daß die Verantwortlichen selbst dadurch verunsichert werden können, dadurch auch ein Stück einsamer werden – und vielleicht auch ungeduldiger, wenn sie Widerstand als zu persönlich nehmen.

Sicher mag es dabei die Versuchung geben, gegen „Uneinsichtige“ mit Autorität vorzugehen – soweit das überhaupt möglich ist. Oder es mag ein Mißtrauen wachsen, das allzusehr Intrigen vermutet. Es wäre verständlich, wenn dann jemand tatsächlich verstärkt zu kontrollieren begänne und Verantwortungen übernehme, die eigentlich anderen überlassen und delegiert werden sollten. Auf diese Weise würden sich – so gut es gemeint sein mag – gerade bei den Unsicheren die Ängste verstärken, vereinnahmt zu sein bzw. sie wären nicht gezwungen, sich zu eigenen Entscheidungen durchzuringen. Keine Verantwortung für sich zu übernehmen heißt aber auch, nicht selbständig zu werden.

Schließlich ist mehr als verständlich, daß auch Verantwortliche Zustimmung, Verständnis und Zuwendung brauchen. Sich dies einzugestehen ist Voraussetzung dafür, angemessene Quellen „affektiver Heimat“ zu erschließen und zu verhindern, sich diese ungewollt über die Rolle der Oberin zu holen. Wer will nicht auch einmal spüren, wichtig zu sein! Wenn dieser Wunsch allerdings von der Angst getrieben ist, Anerkennung zu verlieren oder unpopulär zu werden, wird es schwierig, die nötige Distanz zu den „Untergebenen“ zu finden.

Beobachtungen an sich selbst, wie die Schwierigkeit, nein zu sagen, es allen recht machen zu wollen, zu nachgiebig oder zu streng zu sein und dgl. mehr, bedeuten noch kein Versagen – wohl aber eine Aufforderung, etwas genauer zu prüfen, was einen da bewegt und wie die Entscheidungen davon mitbestimmt sind.

## 2.32 Vom Verständnis für persönliche Entwicklungen

Mir scheint es wichtig, daß jene, die Verantwortung zu übernehmen haben, sich (und anderen) auch zugestehen, in diese Verantwortung hineinzuwachsen zu dürfen. Auch da gibt es Entwicklungsschritte, wie überall, wo Menschen ganz gefordert sind. Ich glaube, wo solches Dazulernen auch den Mitschwestern deutlich wird, ist das auf die Dauer kein Verlust an Glaubwürdigkeit, eher ein Zuwachs – und eine Ermutigung für alle anderen.

Wenn ich einige Pole solcher inneren Entwicklungen nenne, möchte ich auf Dinge hinweisen, von denen ich weiß, daß sie einem zu schaffen machen können. Zur Verdeutlichung sei eher in Extremen formuliert:

Es ist ein anspruchsvoller Schritt, sich eigene Wünsche nach Geborgenheit, Abhängigkeit, Nähe und Heimat zuzugestehen, damit umzugehen und so den Weg einzuschlagen zu einer Entwicklung kreativen Alleinseins, das gerade in der Oberenaufgabe gefordert scheint.

Es ist eine neue Stufe der Auseinandersetzung, mit eigenen Unsicherheiten und Ängsten um sich selbst in der Rolle der Oberin umzugehen. Denn gleichzeitig gilt es die Fähigkeit zu stärken, offen die eigene Meinung zu sagen und zu vertreten – mit dem Risiko, von vielen dabei nicht verstanden zu werden. Bei manchen Entscheidungen können zudem nicht alle Gründe offen gesagt werden, weil es konkrete Personen zu schützen gilt.

Es ist eine Aufgabe seit Beginn der Menschheit, mit Macht angemessen umzugehen und sich von dem Wunsch (oder der Pflicht), alles unter Kontrolle und in den Griff zu bekommen, zu jener Freiheit hinzuentwickeln, die im Rahmen des Möglichen Aufgaben und Verantwortungen zu teilen weiß. Die Frage der Zusammenarbeit und des Delegierens taucht hier auf.

Und schließlich ist es nicht so leicht, jenes pädagogische Prinzip durchzuhalten, das da sagt: Am besten ist es, wenn der Erzieher immer mehr in den Hintergrund treten kann. Im Blick auf den Oberenposten könnte man vielleicht sagen, es gehe darum, dieses Amt nicht als Selbstzweck zu sehen.

Allgemein formuliert: Wo jemand selbst zu stark jenes „im-Mittelpunkt-stehen“ braucht, wird er sich schwer tun, andere wachsen zu lassen, ihnen den Freiraum zu gewähren, den sie brauchen. Daß dabei auch Fragen möglicher Konkurrenz, Enttäuschungen über mangelndes Beachtetwerden oder fehlende Dankbarkeit auftreten können, ist eigentlich natürlich – damit umgehen zu lernen bedarf einiger Mühe. Jedenfalls dürfte die Schwierigkeit, Autorität anzunehmen durchaus jener entsprechen, Autorität auszuüben. Wo diese so simpel scheinende Tatsache tatsächlich akzeptiert wird, hat der erste Schritt zur Bewältigung der Schwierigkeiten begonnen. Und darin wiederum kann die Chance liegen, zu einem reiferen Miteinander zu finden.

### 3 Vom Hören zum Entscheiden

Auf dem Weg vom Hören zum Entscheiden mögen verschiedenste Spannungen auftauchen, die ernstgenommen werden müssen, sollen sie nicht das Miteinander und damit jede Entscheidungsfindung „unkontrolliert“ beeinflussen. Für das Umgehen mit solchen Spannungen gibt es nicht einfach Rezepte. Dennoch seien einige Gesichtspunkte genannt, die zu einem reflektierten Umgang mit ihnen anregen könnten. Dabei ist wieder im Blick, was zwischen

einzelnen Personen abläuft – wohlwissend, daß damit nur ein Ausschnitt jener Entscheidungsfülle angedeutet ist, mit der sie als Oberinnen zu tun haben.

### 3.1 Selbst- und Fremdwahrnehmung als „Filter“ des Gehörten

Die bisherigen Überlegungen werden deutlich gemacht haben, daß vieles, was wir in dem Prozeß des Hörens und Entscheidens als schwierig empfinden, auch tatsächlich schwierig ist! Dieser zunächst banal klingende Satz hat insofern Bedeutung, als er im Kontrast zu manchen Forderungen steht, die Oberinnen an sich selber stellen: „Es müßte doch eigentlich (!) alles problemloser gehen!“ Solch ein Anspruch muß fast notwendig Enttäuschung und Vorwürfe an sich selbst zur Folge haben. Es hat also schon seine Bedeutung, als schwierig anzuerkennen, was schwierig ist.

Warum manches nicht einfach ist, versuchten wir bereits anzudeuten. Selbst- und Fremdwahrnehmung bei Oberinnen wie Untergebenen können wie „Filter“ wirken, die Wirklichkeiten verzerren oder Teile davon ausblenden bzw. in anderen Farben erscheinen lassen. Wer mit solch einem Filter rechnet, wird zumindest manche der entstehenden Spannungen besser verstehen können. Und sicher werden diejenigen besser damit umgehen können, die sich genügend Raum geben, ihrem Erleben nachzuspüren, Beobachtungen zu sammeln und ihr Tun zu reflektieren: Was ist konkret meine Schwierigkeit; was stört mich bei dieser oder jener Person; begegnen mir solche Störungen öfter; was provoziert mich zu Reaktionen und wie sehen sie aus; weiß ich, was mich ärgerlich, traurig oder froh macht...?

Konkrete Beobachtungen können Zusammenhänge erschließen. Und wo Zusammenhänge verständlich werden, kann dies auch entlasten – es kann verhindern, unangemessene Reaktionen anderer zu schnell persönlich zu nehmen.

#### 3.11 Vom Kennenlernen seiner selbst

Die Aufgabe, sich selbst besser kennenzulernen, meint zunächst nicht das Formulieren neuer Ideale und Forderungen an sich selbst. Die Aufgabe ist vielmehr, ausdrücklich den Blick auf das zu lenken, was ist und wie ich bin – und nicht immer nur darauf, was sein soll. Ordensleute schon während der Ausbildung dazu zu ermuntern und anzuleiten wird meiner Meinung nach verstärkt lebensnotwendig für ein menschlich vertretbares Ordensleben. Obere wie Untergebene werden die Ideale ihrer geistlichen Gemeinschaft in dem Maße verwirklichen können, als es ihnen gelingt, sie konkret zu leben. Dazu muß jemand aber nicht nur die Ideale kennen, sondern auch seine eigenen Hindernisse und Möglichkeiten, sie umzusetzen.

Für die Oberenaufgabe scheint mir bedenkenswert, wo denn eine Oberin die Möglichkeit findet, ihr eigenes Erleben mit jemandem zu reflektieren (ohne dabei die Verschwiegenheit zu verletzen). In wichtigen Aufgaben der Personalführung sind heute Formen der Supervision üblich. Auch wenn das nicht

einfach und unbesehen übertragbar ist auf geistliche Gemeinschaften – die Frage an uns bleibt, ob hier nicht ein Anliegen gegeben ist, über das man sich Gedanken machen sollte.

Hier mag auch die Frage anschließen, inwieweit psychologische Erkenntnisse helfen können, menschliche Voraussetzungen geistlicher Gemeinschaft zu verstehen und sich darauf einzustellen. Sicher kann dies nicht unkritisch geschehen. Entscheidend scheint mir jedoch, daß nicht erst dann auf psychologische Hilfe zurückgegriffen wird, wenn es um ernsthafte Störungen oder Formen psychischer Krankheit geht. Ich bin überzeugt, daß manche Not gelindert und manches persönliche Mühen um menschliches Reifen fruchtbar gemacht werden könnte, wenn psychologische Erkenntnisse – etwa die der vielschichtigen Kommunikation – ernstgenommen und in Dienst genommen würden.

### 3.12 Von der Einheit des Verstehens seiner selbst und des Gegenübers

Das „Verständnis“ für den anderen Menschen beginnt beim Verständnis für sich selbst. Solches Verständnis im christlichen Sinn impliziert zwei Dinge: sich selber zu kennen – und mit sich selber im Sinne Gottes umzugehen. Ich vermute, im Sinne Gottes mit sich selber umzugehen wäre im Durchschnitt wohlwollender, als wir es gewohnt sind zu tun. Wohlwollend heißt dabei weder nachgiebig noch unverbindlich. Es heißt schlicht, sich zu erinnern und ernstzunehmen, daß wir wie jeder andere auch selbst ernstgenommen sind; es heißt zu bejahen, daß wir selber bejaht sind. Erst wenn wir dadurch ermutigt, in uns selber nicht mehr überhören, was sich alles melden will, werden wir anderen wirklich zuhören können. In dem, was in Begegnungen uns selber hörbar und spürbar wird – sei es als Widerstand, als Ärger, als Freude oder Erleichterung, liegen Brücken zum Verstehen des Anderen. Und wo das Verstehen wächst, wird die Chance größer, Blockierungen zu überwinden.

### 3.13 Von der gemeinsamen Verantwortung

Wenn Fremd- und Selbstwahrnehmung so eng zusammenspielen, wenn Hören und Entscheiden so eng mit der Kommunikation untereinander verbunden sind, dann scheint darin auch der Hinweis zu liegen, daß es immer auch um eine gemeinsame Verantwortung geht, so sehr es stimmt, daß Obere die letzte Entscheidung haben und einen besonders schwierigen Teil der Verantwortung tragen. Für das Gespräch auf Ihrer Tagung sei deshalb die Frage erlaubt: Wo liegen Versuchungen, die Ihnen Anvertrauten zu schnell aus der Mit-Verantwortung zu entlassen? Wo gibt es Dinge, die Sie nicht allein zu tragen bräuchten? Was läßt sich delegieren?

Dahinter scheint mir durchaus eine zentrale Frage zu stehen, die an den Kern unserer Ordensberufung rührt: Wie kommt auch in den Entscheidungen die gefällt werden müssen, das Bemühen um die gemeinsame Sache und Sendung zum Tragen und zum Ausdruck? Wo dies einseitig auf die Oberen verlagert ist, ist neues Überlegen am Platz.

### 3.2 Die Bedeutung realistischer Ideale

Eine der Spannungen auf dem Weg vom Hören zum Entscheiden dürfte Ihnen mehr als bekannt sein: Sie hören viel mehr, als Sie durch Entscheidungen auffangen oder einholen könnten; Sie hören unendlich viel mehr an Notwendigkeiten und denken an viel mehr Dinge, die eigentlich geschehen müßten, als wirklich realisiert und angegangen werden können.

Vielleicht ist es sinnvoll, dies zum Anlaß zu nehmen, hin und wieder die eigenen Ideale und Zielvorstellungen zu befragen, die Sie selbst mit der Rolle der Oberin verbinden und denen Sie sich verpflichtet fühlen: Sind diese Vorstellungen und Ideale immer realistisch? Fordern Sie selbst zuviel von sich – oder haben Sie aufgegeben? – Sollte sich heimlich aber deutlich und eher eingestanden eingeschlichen haben, daß Sie eigentlich immer und für alle zur Verfügung stehen sollten – oder daß in Ihrem Konvent eigentlich alles viel harmonischer laufen sollte, dann ist zu fragen, wie realistisch das ist. Wenn zudem der Rhythmus von Arbeit und Erholung völlig durcheinander geraten ist oder gar nicht mehr wahrgenommen werden kann, dann ist ebenfalls zu fragen, welche Realitäten hier bestimmend sind und ob noch genügend Spielraum bleibt, zwischen Wichtigem und Unwichtigem zu unterscheiden.

### 3.3 Gebet als „Zulassen“ und „Loslassen“ eigener Verantwortung

Lassen Sie mich im Zusammenhang mit unserem Thema noch einige Anmerkungen zum Gebet machen. Es ist uns sehr geläufig, daß Gebet mit „Hören“ zu tun hat. Es bedarf schon eher der Erinnerung, daß dieses Hören die Aufmerksamkeit dem Mitmenschen und uns selbst gegenüber einschließt. Dies deshalb, weil Gott sich auch vernehmen läßt in den vielerlei Bewegungen in uns, die der Unterscheidung bedürfen. Das Gebet ist sicher auch der Ort, wo wir unsere Verantwortung erkennen – das muß aber beides heißen: Spüren, wofür wir Verantwortung haben – und spüren, wofür wir sie nicht haben; erkennen, was wir zu tun – und was wir zu lassen haben.

Beten als Verweilen vor Gott (und wirklich anwesend sein vor Gott kann nur, wer sich konkret mit allem was er ist und hat „mitbringt“) umfaßt in jedem Fall 2 Aspekte:

Es gilt Raum zu schaffen für alles, was uns bewegt; wahrzunehmen, wie wir vor Gott da sind; zuzulassen, was uns bedrängt und freut; zuzulassen aber auch, was uns in Verantwortung zu schaffen macht.

Der 2. Aspekt muß dazukommen: Die Erinnerung, daß wir all dies auf Gott hin loslassen dürfen; das meint kein Verdrängen, kein Verharmlosen und keine Flucht. Es meint vielmehr eine Geste des Vertrauens, daß Er, der gerufen hat, unsere Wege auch mitgeht. Und es ist ferner ein sich Erinnern an die eigene Armut wie an die eigenen Gaben. Gott weiß um beide Seiten in uns – ein Glaube, der Perspektiven eröffnen kann und uns mutiger nach unseren Grenzen wie nach unseren Möglichkeiten fragen läßt.

Vielleicht fragen Sie nun ein wenig, wo unser Thema geblieben ist, das doch heißt: Hören und Entscheiden in „geistlicher Gemeinschaft“. Geistliche und menschliche Wirklichkeit lassen sich nicht trennen. Geistliches Wachsen geschieht nicht einfach an menschlichem Wachsen vorbei. Deshalb scheint mir berechtigt, den Blick auch einmal ausdrücklicher auf menschlich-psychologische Zusammenhänge zu lenken. Sie stehen in keiner Konkurrenz zum Glauben. Sie können aber sehr wohl Stütze sein und aufmerksam machen auf Hindernisse, die das Hören beeinträchtigen und unnötige Energien zum Niederhalten innerer Konflikte binden. Es geht um die menschlichen Bedingungen einer inneren Freiheit, die gemeinsames Hören und Entscheiden wirklich machen kann, weil sie ein offenes Unterscheiden möglich macht.

Im Bemühen um solche innere Freiheit darf ich Sie an jenes Gebet erinnern, das in so vielen Lebenslagen – und so wohl auch hier – zutrifft:

Herr, gib mir Mut zu verändern, was ich verändern kann. Gib mir die Gelassenheit, hinzunehmen, was ich nicht ändern kann. Und gib mir die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.